

LITERATURA BRASILEIRA DE EXPRESSÃO ALEMÃ

(Coordenação geral: Celeste Ribeiro de Sousa)

HILDA SIRI

1918-2007

(Celeste Ribeiro de Sousa)

2008

Der Brief

Hilda Siri

Es geschah in Hinterhagelhupfing. Nicht in Oberbayern. Weit gefehlt. Da hätte es gar nicht passieren können, da haben sie ihr Erbhofgesetz, und wenn der Älteste heiratet, geht der Alte, oder die Alten in den Ruhestand. Er übergibt, und damit hat sich's. Erbschaftsprozesse, Testamente und sonstige Leckerbissen für Advokaten gibt's da nicht. Der Älteste kriegt den Hof, zahlt die Geschwister aus, mit oder ohne Rauferei, aber jeder bekommt was, solange er noch etwas damit anfangen kann.

Also, dieses Hinterhagelhupfing (wahrscheinlich heißt es heute anders, hat den Namen eines Heiligen oder eines verstorbenen Politikers) liegt irgendwo in Südbrasilien, wo einmal Deutsche gesiedelt haben.

In dem Ort mit diesem ausgefallenen Namen lebte einst eine Bäuerin. Der Bauer war schon lange tot, sie aber, bis in ihr hohes Alter rüstig, verwaltete schlecht und recht das große Anwesen, sagen wir den Hof. Die Kinder, fünf oder sechs, redeten ihr schon lange zu, zu

übergeben, den Hof aufzuteilen und sich mit einem Altenanteil Ruhe zu gönnen.

Da hättet ihr sie aber hören sollen: „Ihr könnt wohl nicht abwarten, bis ich tot bin! Mein letztes Hemd ziehe ich nicht aus. Das ist mein! Das ist mein!“ „Ja, aber“ „Nichts aber. Von mir aus könnt ihr alle verrecken.“

Sie wurde älter, gebrechlicher und schließlich pflegebedürftig, hatte auch schon die neunzig überschritten. Die Kinder wollte sie nicht an ihrem Krankenbett. Sie duldete um sich nur zwei Enkelinnen und die langjährige Magd, Marie. Oder hieß sie Minna... Ganz gleich. Die konnte sie schicken, hin und her jagen, schelten. Das gab ihr das Gefühl, noch immer die Herrin zu sein. Mittlerweile verkam alles. Denn, wo des Herrn Auge nicht wacht, ist Feierabend.

Plötzlich munkelte man am Ort von einem Testament. Es blieb beim Gemunkel. Niemand ging der Ursache nach, denn die Kinder, so weit sie noch lebten, und schon über sechzig, glaubten nicht, dass ihre Mutter einem dem anderen vorziehen könnte.

Sie überließen der Marie die Pflege, lobten sie, beschenkten sie, kamen ab und zu mal nachsehen, wie's der Mutter ging, erkundigten sich beim Arzt, zeigten alle Anteilnahme. Wollte jemand dreinreden, bekam er von Marie die Antwort: „Wenn ihr's besser könnt, macht es selbst. Ich pak mei Drosch und geh bei meine Mama. Mir tut nur die arme Alte leid, die verdient es nicht, dass ich geh`.“ Was sollten sie machen. Sie überließen die Pflege der Marie und den beiden Enkelinnen.

Die Sterbende hatte beschlossen, und die Kinder waren damit einverstanden, dass Marie nach ihrem Ableben die Küche kriegen sollte, d.h. alles, was sich darin befand: Ofen, Tische, Stühle, Schränke, das Geschirr, die Töpfe... und außerdem die Nähmaschine, eine ‚Mundlos‘ von Anno Tobak, ein Museumsstück, aber sie nähte noch.

Die arme, alte Reiche starb. Sie wurde von der Bevölkerung von ganz

Hinterhagelhupfung zu Grabe getragen. Es war ein endloser Trauerzug, und wie man so sagt, eine schöne Leich. Doch es war beim Begängnis eine gewisse Unruhe vorhanden, eine geheime Spannung. Schon bald erfuhr man, das die Hinterhagelhupfinger in zwei Parteien geteilt waren, die, die es schon vorher wußten, und die, die es erst hinterher erfahren sollten.

Acht Tage später explodierte die Zeitbombe. Die einundneunzig Jahre alte Greisin hatte noch kurz vor ihrem Ableben ein Testament gemacht, in dem sie die Hälfte ihres großen Vermögens den beiden Enkelinnen vermachte, die sie zuletzt nur noch um sich duldeten. Gewußt haben es die Ärzte, welche die Greisin als zurechnungsfähig erklärt hatten, der Advokat, der das Testament anfertigte und wahrscheinlich noch half, die Alte zu überreden. Es wußten die Richter, Schreiber, Zeugen, und alle hatten dichtgehalten. Die Kinder erfuhren nichts vom Testament, erst, als es zu spät war.

Es stritten sich nun sämtliche Enkel um das Vermögen, denn die Kinder, einige schon tot, andere schon zu alt um noch kämpfen zu können, überließen es ihren Kindern zu retten, was noch zu retten war.

Das Testament konnte nicht angefochten werden. Aber mit Zureden und Drohungen wurde erreicht, dass die beiden Bevorzugten die Hälfte des testamentarischen Erbteils mit den Vettern und Kusinen teilten. Die ganze Bevölkerung nahm Anteil an diesem Skandal. Wetten wurden abgeschlossen, man wartete auf Tote und Verletzte. Nichts geschah. Nach dem ehrlich ausgetragenen Kampf vertrugen sich die Erben wieder, ohne einander etwas nachzutragen, besuchten sich, die Frauen küssten sich, wenn sie sich trafen, sie luden sich wieder zu Familienfesten ein. Alles war wieder wie früher, oder beinahe. Man behandelte einander mit Vorsicht.

Der Haushalt wurde aufgelöst. Mariechen kam mit einem Lastkraftwagen, lud alles auf, was ihr von rechtswegen gehörte, aber dazu noch einen Wasserhahn und setzte demzufolge die Küche unter

Wasser. Vielleicht wollte sie sich auch das Scheuern sparen. Was sie nicht mitnahm (hatte sie es vergessen, oder war das Vehikel schon zu voll?) war die Nähmaschine. Man nahm an, dass sie die Maschine nicht mehr wollte und verteilte sie mit den anderen Sachen an die Nachkommen. Nach einiger Zeit erkundigte sich Marie nach dem Verbleib der Nähmaschine. Sie fragte hier, sie fragte da, niemand wußte oder wollte nichts davon wissen.

Nach fast einem Jahr, nachdem das Land schon aufgeteilt, zum Teil verkauft war, die Advokaten zufriedengestellt, die Gemüter sich beruhigt hatten und Hinterhagelhupfung schon lange mit neuen Ereignissen beschäftigt war, kam plötzlich ein Gespräch auf: der Brief.

Der Brief sollte in der Nachttisch Schublade gelegen haben, von der Verstorbenen geschrieben und adressiert. Der Brief war verschwunden. An wen war der Brief geschrieben? Was hatte er enthalten? Wer hatte ihn entwendet? Die Benachteiligten dachten natürlich, der Brief sei an sie und von den Bevorzugten unterschlagen worden. Es rumorte unterirdisch, brodelte, irgendwann konnte es zu einem Vulkanausbruch kommen. Wer hatte den Brief gefunden? Wer ihn gelesen? Einige waren unruhig, andere schadenfroh, alle neugierig. Sollte die Schreiberin darin vielleicht erklärt haben, wie sie dazu kam, ein Testament zu machen? Es wurmte, es wühlte, Misstrauen erwachte, der so schwer erreichte Friede war in Gefahr.

Selbst der Brief wäre in Vergessenheit geraten, wenn nicht eine Enkelin, die er giftete, sich entschlossen hätte, der Sache nachzugehen. Sie besuchte Marie. Die war wieder in Dienst, freute sich aber sehr, dass man sich ihrer erinnerte. Nach einer langwierigen Einleitung, kam endlich die Frage: „Maria, da war doch ein Brief meiner Großmutter in der Nachttisch Schublade?“ „Ein Brief?... Nein, da war kein Brief.“ „Doch, Mariechen, da soll doch ein Brief gewesen sein, handgeschrieben. Nach ihrem Tode zu öffnen.“ „Ach, das meint Ihr, ja.. Ein Brief war das nicht. Das war ein Testament. In dem

Testament hat eure Großmutter mir die Nähmaschine vermacht. Wo ist meine Nähmaschine. Ich will meine Nähmaschine haben.“

Fonte:

Zwanziger, Iris. Der Brief. In: *Die alte Truhe*. 2^a ed. Campinas, edição da autora, 2000, p. 92-95.